

Nr. 214. Bromberg, den 18. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(25. Fortsetzung.)

Helene war erst seit fünf Tagen in Holland, aber doch war der Einfluß der neuen Umgebung schon zu bemerken. Sie plauderte freier und leichter, die Stirn und die Augen waren entwölkt, und mit reger und freudiger Teilnahme suchte sie die vielfältigen neuen Eindrücke zu erfassen.

Wernoff lenkte selbst, und Helene saß neben ihm. Er hatte sie zeitig abgeholt und führte sie in einem weiten Umweg durch die Stadt und zeigte ihr bald hier, bald dort eines der historischen Bauwerke.

Besonders gefiel ihr die herrliche, alte Burg der Grafen von Holland mit dem kirchenartigen Gebäude inmitten des Hofes.

„Das ist keine Kirche, sondern der sogenannte Rittersaal. Hier finden festliche Versammlungen statt. Die Königin hält jedes Jahr die Thronrede hier." —

„Wie abscheulich!" sagte Helene, „hier haben sie einen ganzen Flügel der Burg niedergerissen und mit geschmacklosen Geschäftshäusern verbaut. Jammerschade!"

„Nein, es wurde kein Flügel niedergerissen. Wohl aber wurde ganz vandalisch angebaut. Man klebte eben die Gebäude, die man für die Dienerschaft oder fiskalische Zwecke nötig hatte, einfach an die Burg an. Damals war das Gefühl für Raumeinteilung noch nicht entwickelt."

Den Friedenspalast fand sie herrlich, überwältigend.

„Schade, daß er seinen Zweck nicht erreicht hat!"

Durch den Blätterdom der Allee, die den alten Scheveninger Weg bildet, fuhren sie hinaus bis zur Strandpromenade. Dort bog Wernoff rechts ab gegen den Pier und reihte sich in den Wagenkorso ein.

Auf Helene machte das Meer den tiefen Eindruck, den es auf jedes Festlandskind ausübt. Sie fand Scheveningen entzückend und freute sich über die Fischerfrauen mit den weißen, gestreiften Kopfbedeckungen mit Goldspiralen an beiden Seiten.

Im Kurhaus dirigierte der Finne Schneevoigt.

Er brachte Mahlers „Lied von der Erde".

Wernoff hatte es schon von Mengelberg gehört. Er betrachtete von Zeit zu Zeit verstohlen seine Nachbarin. Sie lauschte mit geschlossenen Augen, die Hände im Schoß gefaltet, und eine leichte Röte lag auf ihren Wangen.

„Wie sehr gleicht sie doch ihrer Schwester!" dachte Wernoff.

In der langen Hauptpause, welche die Holländer von den Franzosen übernommen haben, gingen sie hinaus auf die Seeterrasse des Kurhauses. Das Bild hatte sich geändert. Die Dunkelheit war eingebrochen, und die zahllosen Lampen der Veranda glitzerten wie der Schmuck einer schönen Frau.

Unten wogte der Strom der Menschen auf und nieder, und am fahlgelben Strand standen die Burgen von Korbsesseln für die Nacht aneinandergeschichtet. Mit unermüdlicher Gleichmäßigkeit drehten sich die zwei gewaltigen Lichtpfeile des Scheveninger Leuchtturms durch die Dunkelheit und ließen immer wieder den Kuppelbau am Pier in magischem Weiß aufblitzen.

Auf den leichten Wellen, die gegen den Sand anspielten, glitzerten die Widerlichter der Lampen der Promenade. Weiter draußen spielten die bleichblauen Strahlen des schwachen Mondes auf einzelnen größeren Wellenbergen, und ganz in der Ferne — am äußersten Rand des Horizonts — zog ein feiner, lichter Streifen die Grenze zwischen dem Wasserdunkel und dem grünen Gewölk. Ein letzter Abschiedsgruß der längst untergegangenen Sonne. Vom zarten Gelb bis hinein ins harte Gelbrot mischten sich dort die Farben und schufen aus Wolken glühende Zinnen und phantastisch gefärbte Schleierfetzen.

Irrlichtern gleich stachen spitze, kleine Flämmchen von hoher See her durch die Dunkelheit.

„Das sind Scheveninger Fischer, die über Nacht draußen bleiben."

„Wie schön ist dies alles," sagte Helene, „und wie glücklich sind die Menschen hier, an denen der Krieg vorbeigegangen ist."

Sie setzten sich an einen der Tische und plauderten.

Erst über die Musik, und dann sprang das Gespräch auf andere Dinge über.

Helene Hochstätten, die fühlte, daß Wernoff es ohne Hintergedanken gut mit ihr meinte, begann zu dem Gesicht mit der häßlichen Narbe Zutrauen zu fassen.

Sie sprachen über Wien und die Leiden der Stadt, und Helene freute sich, daß der Russe soviel Teilnahme zeigte.

Noch am selben Abend schrieb sie an ihre Schwester.

„Liebste Herma!

Langsam beginne ich, mich in Holland einzuleben. Die unendliche Ruhe hier tut wohl. Zufriedene, sympathische Menschen, herzensgut und von einer stilvollen Einfachheit. Oper haben sie zwar keine — aber glänzende Konzerte! Außerdem habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht. Den Bankier Wernoff, den Ihr zu Hause manchmal erwähnt habt. Er ist ein eigentümlicher Mensch. Ich werde nicht klug aus ihm. Mein Hausherr kennt ihn auch und hat mir verschiedenes über ihn erzählt. Zuerst soll er ein verbissener Spieler gewesen sein. Einer von den ärgsten Spekulanten. Dabei soll er dick verdient haben. Plötzlich hat er eine Bank aufgemacht und das Spielen aufgegeben. Aber die Bank geht auch recht gut. Man bezeichnet ihn als Menschen mit außerordentlichen Fähigkeiten und rücksichtslos energisch. Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe einen ganz anderen Eindruck. Daß er klug und gebildet ist, kann niemand bezweifeln. Aber rücksichtslos energisch scheint er mir nicht zu sein. Er ist freundlich und ernst und hat Musik gern. Dabei hat er etwas Gedrücktes, Trauriges in seinem Wesen, beinahe etwas Hilfloses. Ich kann mir ihn als wagemutigen Spieler und bedeutenden Börsenmann gar nicht vorstellen. Eher vielleicht als Hochschulprofessor oder Forschungsreisenden. Welchen Eindruck hast Du denn von ihm gehabt? Schreib' mir doch einmal über ihn.

Wie steht es mit Deiner Gesundheit? Mach' Dir vor allem keine Sorgen über Deine Krankheit. Damit wer-

den viele Menschen achtzig Jahre alt. Vielleicht bleibt aus dem großen Kladderadatsch doch noch so viel übrig, daß Du ein Jahr nach Italien gehen kannst. Else und ich brauchen nichts! Wir schlagen uns schon so durch.

Viele herzliche Küsse an Dich und Erna von Deiner
Helene.

P. S. Wernoff hat eine böse Schramme quer über das Gesicht. Die hat er sich wohl im Krieg geholt."

Es dauerte ungewöhnlich lange, bis Hermas Antwort kam. Volle sechs Tage. Helene wunderte sich, da ihre Schwester sonst rasch im Antworten war. Noch mehr aber wunderte sie sich über den Inhalt des Briefes.

„Liebste Sis!

Es hat mir eine rechte Freude gemacht, daß Du Dich in Holland wohlfühlst. Nach allem, was wir von dort gehört haben, war es auch nicht anders zu erwarten.

Also Du hast den Bankier Wernoff kennengelernt! Wohnt er nun im Haag? Er hat doch in Amsterdam gewohnt. Du willst wissen, welche Eindrücke ich von ihm habe! Das ist mit wenigen Worten nicht zu sagen. Es liegen starke Widersprüche in seiner Natur. Daher kommt es auch, daß Du und Dein Gastherr ihn so ganz verschieden beurteilen. Das Leben hat ihn nicht gut behandelt. Und nun noch etwas! Etwas sehr, sehr Ernstes! Wenn Du öfters Gelegenheit hast ihn zu treffen, behandle ihn freundlich! Zwischen unserer Familie und ihm liegt eine alte Schuld, von der ich nicht sprechen darf und kann und auch nicht sprechen will. Bitte, liebste Sis, lege es mir nicht übel aus, daß ich Dich ersuche, nicht in mich zu dringen. Nimm die Dinge, wie sie eben sind, und begnüge Dich damit! Wenn Wernoff sprechen will, dann erst darf ich sprechen. Laß ihn nicht merken, daß ich Dir diese Andeutungen gegeben habe. Vielleicht bin ich damit schon weiter gegangen, als ich durfte. Es ist möglich, daß Du in späteren Zeiten einmal den ganzen Sachverhalt erfahren wirst, und dann wirst Du auch begreifen, warum ich Dir diesen Brief geschrieben habe, der Dir im Augenblick geheimnisvoll erscheinen muß. Also nochmals — sei freundlich zu ihm, aber nur bis zu jener Grenze, die Dir Dein Inneres vorschreibt. Ich will nicht, daß er eine Enttäuschung erlebt. Unter keiner Bedingung! Er hat zu viel im Leben schon zu tragen gehabt.

Es küßt Dich Deine Herma."

Helene las den Brief dreimal Wort für Wort durch. Aber er war und blieb ihr ein überraschendes Rätsel. Sie lief zerstreut im Hause herum und konnte an nichts anderes denken als an Hermas dunkle Worte. Sie war fest entschlossen, Hermas Wünsche zu achten und weder in sie zu dringen noch auch Wernoff gegenüber sich zu verraten. Obwohl sie eigentlich nicht wußte, was sie nicht verraten durfte! Aber nichts und niemand konnte sie hindern, über den Inhalt des Briefes nachzudenken. Abends, als sie allein in ihrem Zimmer saß, las sie den Brief wieder durch, und versuchte den Zusammenhang selbst zu ergründen. Sie kam nicht allzuweit damit. Immerhin löste sie die Tatsachen und Wahrscheinlichkeiten heraus, die zwangsmäßig oder naheliegend waren, obschon sie dabei nicht immer den richtigen Schluß zog.

Vor allem stellte sie fest, daß Herma Wernoff schon seit langem gekannt haben mußte und nicht erst in diesem Sommer kennengelernt hatte. Dann aber kam sie auf einen Abweg. Wernoff war Russe, und daraus schloß sie, daß die Bekanntschaft erst nach dem Krieg begonnen haben müsse. Damals war aber Herma schon lange verheiratet gewesen. Daher, so schloß sie weiter, war es sehr gut möglich, daß die alte Schuld auf seiten ihres verstorbenen Schwagers Fred zu suchen war, der so manche Schuld auf sein Gewissen geladen hatte. Dann aber stimmte Hermas Ermahnung nicht recht dazu. Warum schrieb ihr Herma so ausdrücklich, daß sie diesem Manne keine Enttäuschung bereiten solle? Helene schätzte Herma als aufrechten, ehrlichen und starken Charakter. Sie mußte tiefe Gründe haben, um solche Worte zu schreiben.

„Ich will nicht, daß er eine Enttäuschung erlebt. Er hat zu viel im Leben schon zu tragen gehabt."

Also war er schon enttäuscht worden, und zwar durch „unsere Familie". Bedeutet dies die Familie Hasenauer oder Hochstätten? Aber nichts in diesem Brief gab ihr einen Anhaltspunkt, um diese Frage zu lösen. Helene war froh, daß Hermas Brief an einem Tage gekommen war, an dem Wernoff seinen Besuch nicht angesagt hatte. So blieb ihr Zeit, um den tiefen Eindruck des Briefes zu verarbeiten.

An Herma schrieb sie noch am gleichen Abend zurück und berührte die Angelegenheit Wernoff nur mit der ihr eigenen Zurückhaltung.

„Was Du mir über Wernoff schreibst, hat mir Stoff zum Nachdenken gegeben. Es tut mir leid, daß Du nicht mehr sagen kannst. Sei aber jedenfalls überzeugt, daß ich Deinen Wünschen gemäß handeln werde."

Dies war alles, und Herma war ihr dankbar, daß sie die Sache so zartfühlend behandelt hatte.

Vor Helenes Augen stand der Russe nun freilich in einem anderen Licht als früher, und sie hatte Mühe, ihm ebenso unbefangen gegenüberzutreten wie bisher. Am Abend holte er sie wieder zu einer Fahrt nach Scheveningen ab. Aber diesmal schlug sie sein Angebot, das Kurhauskonzert zu besuchen, aus. Sie setzten sich auf die Terrasse vom Palace-Hotel, wo sie ungestört von Musik und Menschen plaudern konnten.

Und immer wieder ertappte sich Helene bei der stillen Frage:

„Welches Geheimnis birgt sich hinter den traurigen Augen dieses Mannes? Welche Schuld liegt zwischen ihm und — — — wem?"

Aber die Augen gaben keine Antwort, und Wernoff selbst zu fragen, war ihr verboten.

XXVII.

Woltmann geht nach Wien.

Nach Hasenauers jähem Tod war das Scheingebäude eingestürzt, das dieser aufgebaut hatte. Das Bankhaus kam in Konkurs, und es zeigte sich, daß Hasenauer auch den kleinen Rest des Vermögens seiner Frau angegriffen hatte. Die Verhältnisse waren sehr verworren, und noch war es unbekannt, was Herma aus dem Zusammenbruch retten würde. Der alte Anwalt der Familie Hochstätten tat sein Bestes, um Klarheit in die Unordnung zu bringen, und kämpfte, obwohl er wußte, daß ihm dieser Kampf kaum mehr einen greifbaren Lohn einbringen würde, mit aller Macht, um für Herma zu retten, was noch zu retten war. Er hatte in der guten Zeit viel an ihrer Familie verdient und wollte sie in der schlechten Zeit nicht im Stich lassen.

Eines wurde bald deutlich, nämlich daß die Hochstätten-Villa in Hadersdorf kaum zu retten war. Das war ja eigentlich der einzige Wertgegenstand, der den drei Hochstätten-Kindern übrigblieb. Es war ein prächtiges Haus, eingerichtet mit dem gediegenen Geschmack der alten Wiener Patrizierfamilie. Gute Gemälde und manches schöne Stück Porzellan waren dort zu finden. Etwas Familienschmuck war auch noch da. Aber das Haus selbst war beinahe unverkäuflich oder wenigstens nur mit riesigem Verlust. Das brachten die eigenartigen Gesetze Österreichs mit sich, welche den Hauseigentümer entrechteten und so den Wert der Häuser vernichteten.

Nun stand die Villa zum Verkauf, aber kein annähernd annehmbares Angebot erfolgte.

Herma litt unsagbar unter den Schlägen, die sie getroffen hatten, und war dem Schicksal dennoch dankbar, daß es den Knoten zu einer Zeit durchschlagen hatte, in der noch Hoffnung blieb, wenigstens etwas aus dem großen Zusammenbruch zu retten. Es war ihr bald klar, daß selbst dieses Etwas nicht übriggeblieben wäre, wenn Hasenauer noch weitergelebt hätte. Sein Tod war eine Lösung gewesen, die knapp vor dem Ruin gekommen war.

Der Zusammenbruch ihres Vermögens war aber nicht der einzige Schatten, der auf ihrem Wege lag.

Furchtbar litt sie unter den Enthüllungen, die Martha Steiger ihr gemacht hatte. Und sie litt, obwohl sie sich sagen mußte, daß die Schuldbeweise gegen Woltmann damals überwältigend gewesen waren; denn Hasenauer hatte einen teuflisch hinterlistigen Streich ausgeführt, dessen Verworfenheit ihr jetzt erst klar wurde. Er war von der Front zurückgekehrt und hatte sie aufgesucht. Angeblich, um ihr genau zu erzählen, was er auf seinem Patrouillenritt erfahren hatte. Sie hatte ihn mit kühler Zurückhaltung empfangen; denn es war ihr furchtbar peinlich, über Woltmann zu sprechen. Dennoch ließ sie sich in das Gespräch ein. Einerseits konnte sie doch Hasenauer nicht abweisen, der in ihren

Gesellschaftskreis eingeführt war — und der anderseits noch derjenige war, der durch einen kühnen Patrouillenritt über Woltmanns Schicksal Nachrichten gebracht hatte. Hasenauer und sein Vater hatten natürlich gesorgt, daß dieser Patrouillenritt in der Gesellschaft bekannt wurde — und zwar nicht ohne gehörige Beleuchtung des bewiesenen Heldenmuts! Hasenauer senior hatte sogar den alten Herrn Woltmann auf der Börse zur Seite genommen und ihm die Sache erzählt, und dieser hatte zugeben müssen, daß der junge Hasenauer da sichtlich eine besondere Tat vollbracht hatte. So war er unwillkürlich sogar ein Werkzeug beider geworden.

Herma hörte Hasenauer an und hörte an den Brief, den sie empfangen hatte. Sie hätte so gern die allerletzte Gewißheit gehabt. Aber wie sollte sie die erlangen? Für sie war es eine Lebensfrage. Wenn Woltmann sie wirklich betrogen hatte, war alles aus. Nicht nur mit Woltmann! Mit ihrem ganzen Glauben an Ehrlichkeit und Treue. Dann brach alles zusammen! Für sie war die Frage zu groß. Sie setzte alle Bedenken zur Seite und beschloß, gerade auf ihr Ziel loszugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Baron Eulenspiegel.

Humoreske von Peter Lee.

Lange bevor der Baron von E., der Zeit seines Lebens eine kreuzfidele Haut war, als Landeshauptmann einer ostdeutschen Provinz sein Amt in Schönheit und Würde verwaltete, oblag er etliche Sommer hindurch der Bewirtschaftung des väterlichen Gutes. Da er Aeskulap endgültig die Gefolgschaft aufzugeben sich genötigt sah, weil er die Staatsprüfung nicht ein letztes und hoffnungsloses Mal riskieren mochte, hatte er sich sonder Beschwer in ländliche Gefilde begeben. Er baute rechtschaffen seinen Kohl, züchtete einen ganz annehmbaren Yorkshirer Landschlag auf schlesischem Boden und machte im übrigen von dem schönen Vorrecht eines Mannes seines Standes und seiner Jahre Gebrauch, indem er den jungen Damen auf den Nachbargütern gehörig den Kopf verdrehte.

Es begab sich, daß der Baron bei einem seiner Morgenritte auf einen Rübenschlag geriet und eben noch wahrnahm, wie einer der mit Wrukenausmachen beschäftigten Tagelöhner tiefsinnig ein absonderlich geformtes Exemplar dieser Feldfrucht beäugte, bevor er die Rübe auf den Haufen zu den übrigen warf. Mit ein paar Sätzen war der Gaul neben dem Manne, und der Reiter ließ sich die Wruke reichen. Sie war in der Tat ein ungeheuerliches Gewächs, ein Mordsding von der Größe eines Männerkopfes und wies auch sonst merkwürdig anatomische Maße in Vertiefungen und Wülsten auf, die bei einiger Phantasie gut und gerne für Augen, Mund und Nase hingehen mochten. Der Baron knüpfte einige gutgelaunte Bemerkungen an den Fund, klemmte die Rübe unter den Arm und sprengte gutswärts, während er allerhand spitzbübische Überlegungen mit dem Krautkopf anstellte. Das könnte Anlaß zu einem Hauptspaß und gleichermaßen zu allerlieblichster Rache dienen, wenn das durchginge, was er sich da soeben durch den Kopf gehen ließ. Denn weil er flink von Witz war, hatte Herr v. E. sich fix und fertig etwas ausgetüftelt, worüber alle gelahrten Perücken weit über Breslau hinaus das Wackeln kriegen sollten.

Herr von E. ließ alsbald seinen Schäfer kommen, einen anstelligen und in mancherlei Künsten bewanderten Mann. Sein Herr hieß ihn unverzüglich von der Wruke einen Gipsabdruck fertigen und sich dabei der größten Sorgfalt befleißigen. Er demonstrierte dem Verdutzten seine Aufgabe wie ein gelehrter Professor und sparte auch sonst nicht mit lateinischen Worten. „Nee, der Harre", dachte bestürzt der Alte, „wass'e Umstand um 'ne Wruke!" und begab sich flugs nach seiner Kate, um alles ins Werk zu setzen. An ihm also lag es, wie der Herr Baron ihm eingeschärft hatte, der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst zu leisten; nun, er wollte sein Bestes tun.

Das geschah denn auch. Und siehe, man konnte meinen, in dem Gipsabguß die wohlgelungene Maske eines ausgewachsenen Kretins vor sich zu haben. Sorgfältig in Schafwolle verpackt, ging die Fratze als Postkolli ab. Die Anschrift bezeichnete als Empfänger die „dasige" medizinische Fakultät, und in dem Begleitschreiben wurde höflich um Auskunft ersucht, ob die Herren dort geneigt und in der Lage seien, aus dem Abguß der Schädelbildung Schlüsse auf Charakter und sonstige Anlagen des Trägers sotanen Hauptes zu ziehen. Kurzum, es handele sich um einen Gutsarbeiter, und der Unterfertigte sei nun begierig zu erfahren, ob die Anschauungen der Herren Professors sich mit der bescheidenen Meinung eines Laien in Einklang bringen ließen, die er sich über den Mann im stillen gebildet habe. Mit der oder jener an ihm gemachten Beobachtung bezw. Erfahrung wolle er die Herren nicht erst behelligen, sintemalen dies gewißlich ohne Belang für die wissenschaftliche Forschung sei und er, der Unterfertigte, nichts mehr verabscheue, als wenn jemand in Dinge hineinrede, von denen er gemeinhin nichts oder nicht viel verstehe. Und das wäre hier allerdings der Fall, wollte er mit seinen Wahrnehmungen einem ordentlichen Befund vorgreifen und unziemliche Weisheiten von sich geben, die den gelehrten Herren doch zu nichts taugten. Mit schuldigstem Respekt etc. etc. dienstwillig ergebener v. E., Rittergutsbesitzer".

Es ist anzunehmen, daß sich die Herren mit aller gebotenen Gewissenhaftigkeit an die Untersuchung gemacht haben. Man darf sogar vermuten, daß die Sache sie in ungewöhnlichem Maße beschäftigte. Ja, dieser Eifer steigerte sich zu galligem Verdruß, er stieß sich sozusagen an dem mangelhaften Gipsabdruck, der als „ungeschickt und verschwommen" gerügt wurde. Jedenfalls empfing der Baron v. E. nach geraumer Frist einen Brief dieses Inhaltes:

„Euer Hochwohlgeboren! Die wissenschaftliche Untersuchung des uns übermittelten Kopfes hat zu Resultaten geführt, die unser lebhaftes Interesse wachgerufen haben. Er weist in der Schädelbildung knotige Vorsprünge auf, die den Besitzer des Kopfes als einen Mann von Scharfsinn und Spekulationsanlage charakterisieren; andere, die in ihm außerordentlich schnelle, leichte Auffassungsgabe verraten; endlich solche, an denen man auffällige Zähigkeit und Beharrlichkeit erkennt. So vorzügliche Anlagen müssen es Ihnen zur Gewissenspflicht machen, dem Manne zu der Ausbildung zu verhelfen, die zur Verwertung derartiger Gaben nötig ist. Da aber der uns zugeschickte Abguß überaus undeutliche, nur schwach erkennbare Gesichtszüge aufweist, so möchten wir uns erst durch persönliche Untersuchung an dem lebenden Menschen überzeugen, ob die ungewöhnlich günstigen Anlagen wirklich in diesem Maße an seinem Schädel vorhanden sind. Die Herren Professoren Doktor X. und Doktor Y. werden sich erlauben, am kommenden Sonntag bei Ihnen zu erscheinen. Es wird gebeten, den Genannten die Möglichkeit zu einer eingehenden Untersuchung an dem Manne gefälligst verschaffen zu wollen. . . . . . ., den 23. September 18 . . . Der Dekan der medizinischen Fakultät."

Lediglich ein boshaftes Antwortschreiben ist festzustellen:

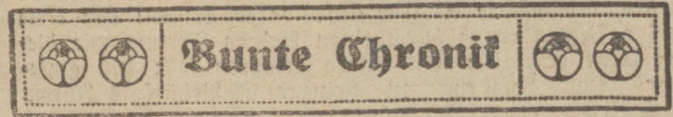
„Ihr geschätztes Schreiben hat mich mit tiefem Respekt vor der Zuverlässigkeit der Wissenschaft, mit tiefem Respekt auch vor Ihrer Menschenliebe erfüllt. Leider kann aber aus der in Aussicht gestellten persönlichen Untersuchung des lebenden Kopfes nichts werden, meine Hausgenossen und ich haben ihn nämlich gestern zu Mittag verspeist. Entsetzen Sie sich indessen nicht über unseren Kannibalismus! Der Kopf mit den ungewöhnlich günstigen Anlagen war nur eine Wruke. Schon als Sie mich im Examen durchfallen ließen, bewunderte ich Ihr unfehlbares Wissen; daß diese meine Bewunderung durch einen kleinen Irrtum wie diesen keine erhebliche Minderung erfahren soll: das geziemend zum Ausdruck zu bringen ist Bedürfnis Ihrem freundlich ergebenen v. E."

Trocknet die Erde aus?

Von Dr. C. Kaßner,
Professor an der Technischen Hochschule Berlin.

Immer wieder taucht die Frage nach dem Austrocknen der Erde auf. Sie ist in fast unzähligen Aufsätzen behandelt worden, und zwar mit einem Ergebnis, das meist örtlich oder zeitlich einseitig beeinflußt wurde. Wenn nun hier nochmals die Rede davon sein soll, so nur deswegen, weil eine neue Tatsache bekannt geworden ist, die ein neues Licht auf diese fragliche Erscheinung zu werfen geeignet ist. Der

Gedanke, daß die Erde austrocknet, entstammt zunächst der Vorstellung, daß die Erde bei ihrem Eillauf durch den Weltenraum sicherlich Moleküle von Wasserstoff usw. verliert, aber ebenso muß man annehmen, daß sie solche auf ihrer Vorderseite auffängt. Meist aber denkt man nicht an die Lufthülle, sondern an die feste Erde selbst, daß sie nämlich aus ihrem Innern an die Luft immer mehr Wasser abgibt; die Folge wäre aber nur eine Zunahme der Bewölkung und der Niederschläge und mithin ein Ausgleich. Wir haben übrigens Regenmessungen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. in Indien und aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. in Palästina, die durchaus gleiche Verhältnisse wie jetzt zeigen; danach kann also eine Klimaänderung in den letzten zweitausend Jahren nicht angenommen werden. Auch mancherlei andere Tatsachen sprechen dagegen. Wohl aber muß man Klimaschwankungen annehmen, und zwar einerseits solche, die sich über Jahrzehntausende erstrecken, wie dies aus untergegangenen Wäldern eines feuchtwarmen Klimas entstandenen Braunkohlenlager Norddeutschlands dartun, und andererseits solche von wenigen Jahrzehnten. Hierfür sprechen die 35jährige Brücknersche Schwankung der Niederschläge in vielen Erdgegenden und die Seespiegelschwankungen, die an zahlreichen Seen beobachtet worden sind. Auch elfjährige Perioden und das Mehrfache davon hat man festgestellt. Manche scheinbaren Beweise vom Veröden und Wüstwerden früherer Kulturgegenden sind meist auf das Verfallen von Bewässerungsanlagen zurückzuführen, wie in Mesopotamien und Palästina, und gerade hier sind jetzt wieder blühende Niederlassungen entstanden, weil die Siedler wieder gut bewässerten. Freilich ist nicht zu leugnen, daß durch Abholzen (am Mittelmeer), Industrie (tiefe Fabrikbrunnen), Bergbau, allzu große Viehzucht in wasserarmen Gegenden (Südafrika) usw. ein Austrocknen des Erdbodens eintrat, das aber doch nur örtlich begrenzt war. Bei einer ganzen Reihe von Seen hat sich der Wasserstand, der lange gesunken war, wieder gehoben, so beim Ostrovsee in Mazedonien, beim Aralsee usw. Und neuerdings bringt Professor Ludwig einen weiteren Beweis mit Beleg durch Photographien, daß die Seenkette zwischen Frankfurt a. O. und Reppen bis zum Jahre 1914 ständig an Wasser verlor; ja, man konnte einzelne trockengelegte Flächen mit Bäumen bepflanzen. Von 1915 an begann aber das Grundwasser zu steigen, und die Seen füllten sich auf, so daß stellenweise die Bäume bis fast 1½ Meter im Wasser standen; die Birken verloren ihre Zweige, und die Kiefern fielen um — der Förstereigarten Wilhelmsthal stand sogar 1927 unter Wasser. Dann trat wieder Abnahme des hohen Wasserstandes ein. Ursache ist eine langjährige Schwankung der Niederschläge: sie lagen von 1881 bis 1914 meist unter dem Mittel der Gegend, von 1915 an aber oft erheblich darüber, bis die Jahre 1928 und 1929 wieder sehr trocken waren. Auch aus anderen Gegenden Norddeutschlands wird Ähnliches berichtet. Wie es also falsch war, wenn bei dem strengen Frost zu Anfang 1929 von der nahenden Eiszeit gesprochen wurde, so soll man selbst bei jahrelangem Austrocknen einer Gegend nicht gleich an ein Austrocknen der Erde denken, zumal wir in Deutschland verhältnismäßig viele Niederschläge haben. Es handelt sich meistens um kürzere oder längere Klimaschwankungen.

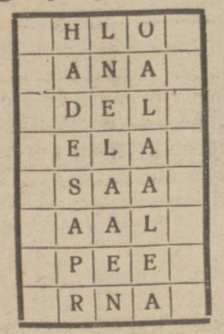


Silber aus alten Filmstreifen.

Das Bureau of Mines in den Vereinigten Staaten hat unlängst einen Bericht herausgegeben, in dem es nachweist, daß in den USA. aus der Wiederverarbeitung von Abfällen nicht weniger als eine Milliarde Dollars erneut der Wirtschaft zugeführt wird. Den weitaus größten Teil dieser Summe liefert die Stahl- und Eisenindustrie, bei der vor allem auch die Schrottverarbeitung einen sehr breiten Raum einnimmt. Der Jahresbedarf an Zinn und Blei wird zu 40 Prozent durch Abfallverarbeitung gedeckt, und nicht weniger als 500 000 Tonnen Kupfer werden aus Abfällen gewonnen. Aus abgespielten Kinofilmen wird das Silber ausgeschieden, wobei 300 000 Meter 2,5 Kilogramm Silber liefern. Dazu kommen Abfälle aus der Juwelenindustrie, aus der Zahntechnik, wie aus zahlreichen anderen Industrien, die ebenfalls ihren Anteil beisteuern.



Ergänzungs-Aufgabe.



	H	L	O	
	A	N	A	
	D	E	L	
	E	L	A	
	S	A	A	
	A	A	L	
	P	E	E	
	R	N	A	

In die leeren Felder des vorstehenden Rechtecks sind Buchstaben zu schreiben, sodaß die waagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Bei richtiger Lösung machen die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter, beide von oben nach unten gelesen, zwei berühmte deutsche Dichter namhaft.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Hiob Bart
Kiel.

Wer wissen will, welchen Beruf der Inhaber obiger Besuchskarte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen. Es ergibt sich dann bei richtiger Lösung eine mit „B" beginnende Berufsbezeichnung.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 208.

Zahlen-Kreuzrätsel:

1. Buche, 2. Elten, 3. Zeven, 4. Weser, 5. Zwein, 6. Notar, 7. Gilde, 8. Euter, 9. Dachs, 10. Essig, 11. Narbe, 12. Eimer, 13. Ibsen, 14. Gorki, 15. Eisen, 16. Niete, 17. Sevre, 18. Infam, 19. Nuthe, 20 Narew.

Die Anfangsbuchstaben:
„Bezwinge den Eigensinn".

Die Zahlen 1—84 in der Figur:
„Ein verzagtes und betrübtes Gewissen wieder aufrichten ist viel mehr als ein Königreich erobern!"

*

Viereck-Rätsel:

A	B	S	I	C	H	T
K	R	A	N	I	C	H
K	N	A	S	T	E	R
H	A	M	B	U	R	G
G	A	B	R	I	E	L
M	E	I	S	T	E	R
D	R	E	S	D	E	N

= **Arabien.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.